Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 303

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

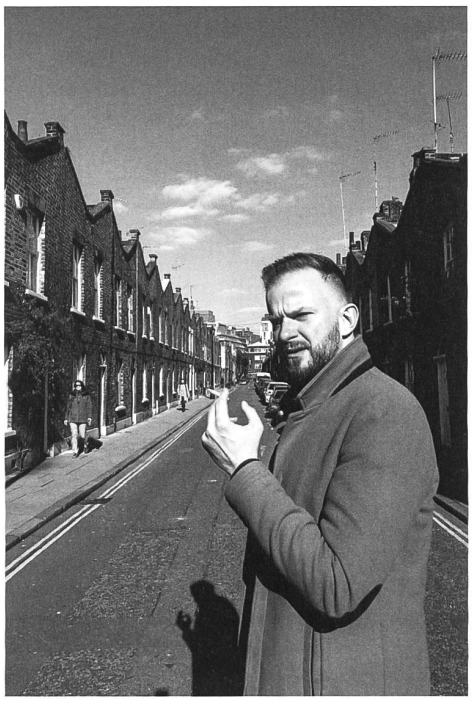
«Wäh, ist das schön»: Die Flaschenpost aus fockin' London, wo die Mindestlohnarbeit hart und das Bier scheisse ist. Von Sandro Zulian 32

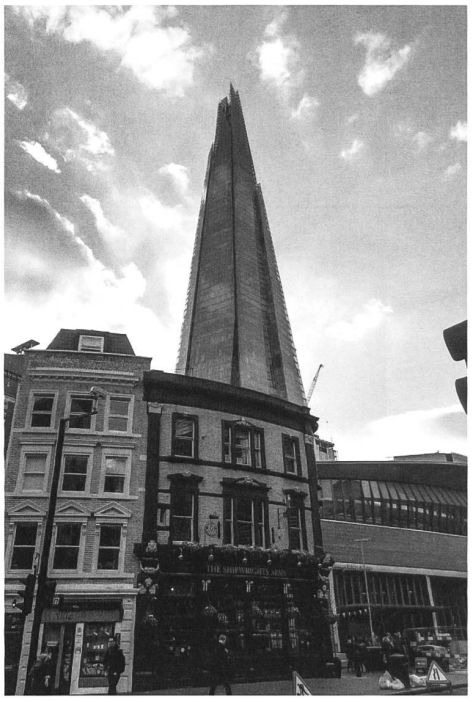
Was bedeutet Zuwanderung für eine Grenzregion? Und warum ist im Rheintal scheinbar kaum jemand für die SVP-Begrenzungsinitiative? Eine Reportage. Von Roman Hertler 34

«Was zur Hölle ist hier los?»: Mutterschaft bedeutet, dass Mutter schafft. Und ein «Pro & Pro» zum zweiwöchingen Vaterschaftsurlaub. Von Veronika Fischer, Nina Rudnicki und Urs-Peter Zwingli 38

Appenzell liegt im Pazifik: Eine Spurensuche zwischen idealisierten Kuhhirten, vermeintlichen Kannibalen und der kolonialen Schweiz. Von David Aragai 41

«WÄH», IST DAS SCHÖN





«Wenn du ein Pint von diesem Wasser trinkst, stirbst du», sagt mein Freund Jim (oben im Bild) und deutet auf die bräunliche Kloake, die sich Themse nennt. Ich schaue ihn unsicher an und lache verhalten. Ob das wirklich stimmt? Bei Jim kann man sich eigentlich nie sicher sein, ob er gerade den Meister des Sarkasmus gibt oder todernst ist. Daher verzichte ich auch auf eine Nachfrage. Ich weiss nämlich, dass nachfragen immer darin gipfelt, dass er sich in meiner kulturfremden Unsicherheit und Leichtgläubigkeit suhlt und mir ständig irgendwelchen Blödsinn als Tatsache verkaufen will.

«Schöne Scheisse», schiesst es mir beim Anblick der Themse wieder durch den Kopf. Eigentlich ganz passend für ein Leben in London. «Pint?», fragt Jim und hetzt bereits mit dieser ungeduldigen Londoner Art in Richtung eines Pubs. Auch Trinken hat hier Eile.

Im Pub bestellen wir zwei «Sierra Nevada», ein importiertes amerikanisches IPA. Warum auch immer. Jim hat es innert wenigen Sekunden bereits zur Hälfte geleert. Ungläubig schaue ich ihn an und trinke auch einen Schluck. «Mach vorwärts, wir haben noch einige Pubs auf der Liste», sagt er. Nach meinem ersten Pint hat er bereits das dritte bestellt und schaut mich tadelnd an. «Um Himmels Willen», denke ich und merke, dass dieser Abend mehr Arbeit als Vergnügen wird.

«London ist eine sehr geile Stadt – aber nur, wenn man Geld hat.» Dieser Satz aus dem Mund eines Schweizer Freundes wird mir für immer bleiben. Als ich im Februar 2019 nach London gezogen bin, dachte ich naiv, dass sich dann schon noch etwas Besseres finden würde als ein Mindestlohn-Job. Falsch gedacht. Auf 100 Prozent Arbeitsauslastung gibts pro Stunde 8,21 Pfund – abzüglich Steuern und Krankenversicherung, die direkt abgezogen werden, bleiben noch etwas mehr als 1000 Pfund. Der Preis für ein kleines Zimmer in einer WG beläuft sich auf etwa 500 bis 700. Und mit dem Rest «lebt» man dann. Geil. Pint? 5,50 bitte.

Ich, der Tiertöter

Alles begann, als mich mein Job und allgemein die Schweiz zu langweilen begannen. Ich habe schon immer gerne geschauspielert und wollte vor meinem 30. Geburtstag mindestens einmal in einer grossen Weltstadt leben. Jetzt oder nie, war die Devise. Der Entscheid, die Schweiz zu verlassen und in London zu leben, war nicht einfach. Familie, Freunde, Freundin und die gewohnte Stadt St.Gallen zu verlassen, das war ein monumentales Ereignis. Trotzdem: Es musste getan werden.

So fand ich mich eines Tages im Februar 2019 morgens um sechs Uhr im Auto meines Bruders. Der Wagen war vollgestopft, ich wollte so viele Haushaltsgeräte wie möglich mitnehmen. Allein schon die Fahrt durch Frankreich war aufregend und ein bisschen beängstigend. Meine Eltern im anderen Auto (ebenfalls vollgestopft mit meinen Sachen) touchierten bei Basel einen Lastwagen, blieben zum Glück unverletzt und konnten bald weiterfahren.

Die restliche Fahrt bis nach England verlief eher ereignislos. Doch dann, auf einer Landstrasse im Südosten der Insel geschah es: Ein wildes Huhn lief auf die Strasse. Ich versuchte zwar zu bremsen, doch erst im letzten Moment erblickte mich das Wildtier und versuchte, zurück in den Wald zu kommen. Es landete unter meinem linken Reifen – das Geräusch habe ich heute noch im Ohr.

Kaum in London angekommen, machte ich mich auf Jobsuche. Eine Rooftop-Bar hier, ein anderes Pub dort. Die Mindestlohn-Arbeit war nicht nur hart, sondern auch menschlich herausfordernd. Du bist Schlichter, Psychologe, guter Freund, Putzhilfe und eben: Barkeeper. Ich tingelte durch die Stadtteile Camberwell, Peckham, New Cross, Deptford und Greenwich, immer auf der Suche nach einem besseren Job. Nur, der kam nie. Die Schauspielerei war angesichts des grossen Erfolgsdrucks und der schieren Zahl an Konkurrenten ein bisschen in den Hintergrund gerückt und machte leicht aufkommenden Angststörungen und Depressionen Platz.

Trotzdem klappte einiges. Durch einen guten Freund konnte ich mir eine kleine, unbezahlte Rolle in einem Kurzfilm sichern. Was ich spielen musste? Einen Nazi! Von meiner Grösse mal abgesehen, war das die perfekte Rolle für mich: blond, grünäugig, wütend und voller Menschenhass. Als ich die Uniform anzog, bekam ich es dann aber doch noch mit der Angst zu tun. «That's not right», dachte ich. Der Film erschien vor einigen Wochen und wird nun auf verschiedenen Fes-

tivals gezeigt, bevor er der breiten Masse zur Verfügung gestellt wird.

Ein anderes Mal durfte ich sogar in einem Hollywood-Film mitspielen (leider darf ich aufgrund eines Schweigevertrags noch nicht sagen, um welchen es sich handelt). Meine Rolle? «German film crowd». In solch grossen Produktionen werden Hintergrundgeräusche und -gespräche komplett im Tonstudio aufgenommen. Mein Job waren Zwischenrufe und Geräusche bei Szenen mit deutschen Soldaten.

Es folgten noch einige kleinere Rollen in Musikvideos und Kurzfilmen. Von meinem Ziel, bei einer Schauspielagentur unter Vertrag genommen zu werden, war ich aber noch weit entfernt.

Die Stadt, die dich runterzieht

Und so ging das Leben in London weiter. Die Schauspielerei war nicht mehr mein Hauptziel, sondern das Ergattern eines besseren Jobs, das Über-Wasser-Halten. Mittlerweile war ich in meinem dritten Pub angelangt. Zeit für Schauspiel oder Privatleben blieb nicht viel. Ich merkte, wie die Wohn- und Arbeitssituation mich zu erdrücken begann. Mäuse in der Küche, eine tropfende Decke, Scheiben wie aus Papier. Täglich blieb ich bis nachmittags im Bett, hatte keine Energie, keine Kraft, kein Feuer mehr. Wahrscheinlich habe ich als Baby das letzte Mal so oft geweint.

Ich fragte meine Freunde und Mitarbeiter, ob sie das Problem kannten. Zu meiner Überraschung musste ich feststellen, dass sich viele Menschen in dieser Stadt so fühlten. Und was tut man dagegen? Antidepressiva. Andere besuchten Psychologen. Das liess aber mein Stolz nicht zu. Ich musste etwas ändern. London ist bekannt dafür, nicht die beste Lebensqualität zu haben. Eine Studie aus dem Jahr 2007 legt nahe, dass knapp 16 Prozent der Bewohner zwischen 16 und 64 mit ihrer geistigen Gesundheit hadern. So weit sollte es bei mir knapp nicht kommen.

Es war Februar 2020, mittlerweile lebte und arbeitete ich seit einem Jahr in der britischen Hauptstadt. Per Zufall fand ich einen Job in einem Hotel, nur fünf Gehminuten von mir zuhause. So wurde ich kurzerhand vom Barkeeper zum Rezeptionisten – und endlich ging es aufwärts. Nettes Team, guter Arbeitsort, keine schreienden Kunden, laute Musik im Pub oder Rotweinflecken auf dem T-Shirt.

«Geh nach Hause, Sandro»

Wie es das Schicksal vorgesehen hatte, verlor ich diesen Job innert drei Wochen. Die Corona-Krise wälzte sich langsam durch das Land, Hotels mussten schliessen. Der Brief zu meiner Freistellung klang aber nett und ich wusste, dass auch auf den arbeitenden Schweizer geschaut wird und er in Kurzarbeit gehen kann. Falsch gedacht. Ein paar Wochen später noch ein Brief. Aufgrund meiner kurzen Arbeitszeit gäbe es für mich keinen Anspruch auf Kurzarbeit.

Was tun? Abhauen. Und zwar bald, sonst wäre ich in London festgesessen. Also nahm ich einen der letzten Flüge nach Zürich an einem Donnerstag. Am darauffolgenden Montag wurden die Briten für Monate in ihre Häuser verbannt. Nur einmal pro Tag durfte man raus, entweder zum Einkaufen oder für eine Stunde Sport.

Glück im Unglück durfte dann aber doch noch sein. Circa zwei Wochen nach meiner Repatriierung erhielt ich einen Anruf einer Schauspielagentur in London. Gerne würde man mich unter Vertrag nehmen. «Super! Aber doch nicht jetzt …», schoss es mir durch den Kopf.

Mittlerweile war meine Entscheidung definitiv. Ich wollte wieder zurück in die Schweiz. Mitte Juli dann das grosse Aufheben der Reiseeinschränkungen. Mit einem Transporter aus Bruders Baugeschäft rasten ich und mein St.Galler Freund Eric über die deutsche Autobahn, um meinen Hausrat aus London wieder in die Alpenrepublik zu schaffen.

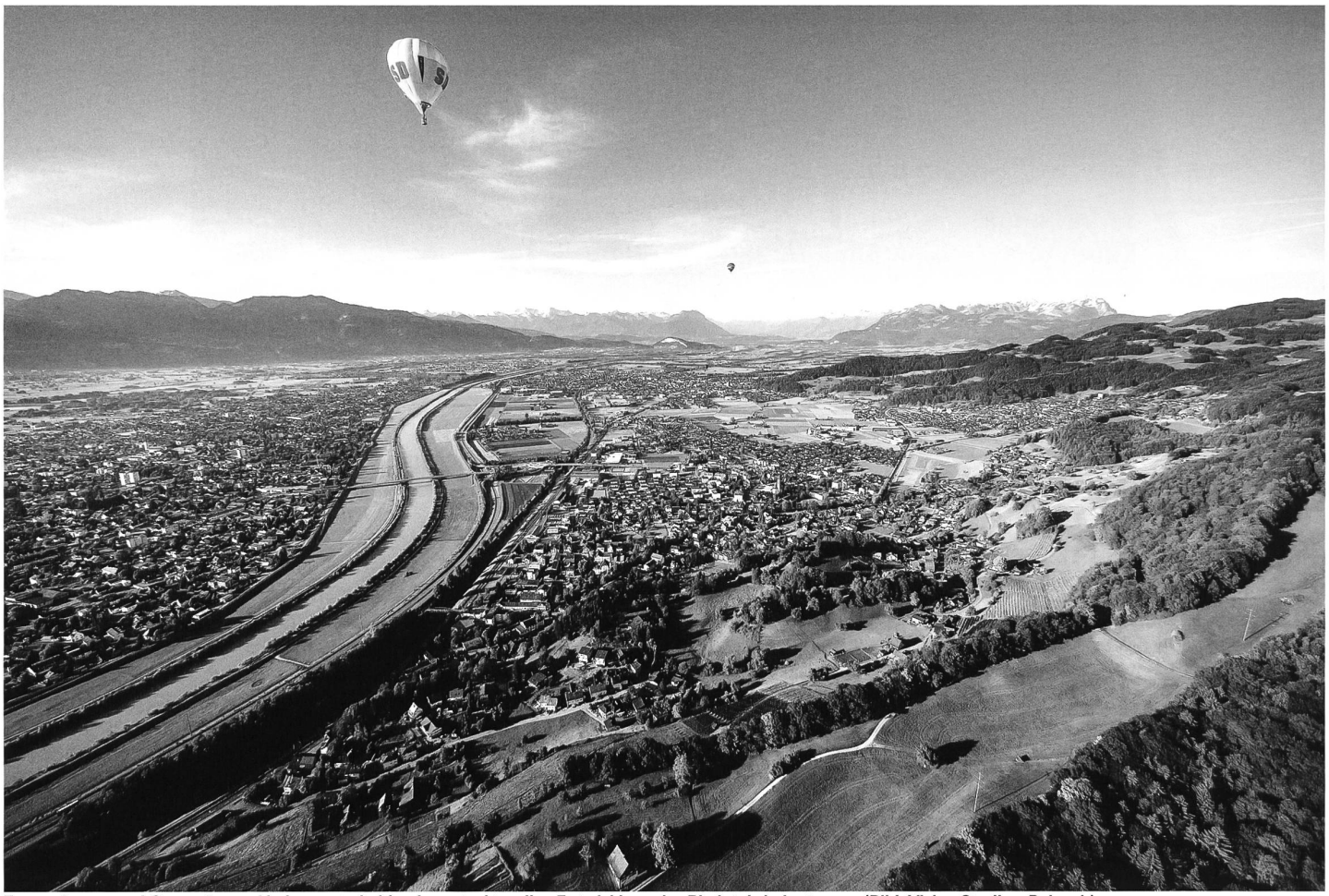
Ständig beschlich mich das Gefühl, in England wieder ein Tier über den Haufen zu fahren. Und selbstverständlich kann man sich auf Murphy's Law verlassen: In einem ländlichen Städtchen wurde ich Zeuge, wie sich eine wilde Taube in die Lüfte erhob und flatternd immer näherkam. «Das darf doch nicht wahr sein», dachte ich. Im nächsten Moment krachte das Federvieh auf meine Windschutzscheibe und landete tot auf dem Trottoir.

Third time lucky, I guess. Ich komme wieder, London. Du grusige Schönheit.

Sandro Zulian, 1990, hat die letzten anderthalb Jahre in London verbracht. Als Schauspieler und Mindestlohnbezüger versuchte er sich, bis die Corona-Krise alles vermasselt hat und er krachend gescheitert ist, in fockin' England.

IM GRENZLAND

Was bedeutet Zuwanderung für eine Grenzregion? Saiten hat bei Rheintaler Unternehmen, in einer Beiz, bei der Spitalregion, in einer Musikschule und bei den Nachbarn nachgefragt und festgestellt: Kaum jemand ist für die SVP-Begrenzungsinitiative. Zumindest trauen sich die Befürworter nicht an die Öffentlichkeit. Von Roman Hertler



Zuwanderung und Grenzgängerei haben entscheidend zur strukturellen Entwicklung des Rheintals beigetragen. (Bild: Vision Studios, Balgach)

Feuchte Hitze drückt in diesen Augusttagen aufs Rheintal, bevor sich am Abend die Wolken entleeren und die Bäche und den Rhein wieder einmal bedrohlich ansteigen lassen. In Ufernähe an Kriesserns Dorfrand steht ein moderner Industriebau. Die Hallen und Büros des Grossdruckmaschinen-Herstellers SwissQprint sind klimatisiert. Es ist kühl und fast unheimlich ruhig. In der Montagehalle klimpert nur leise ein Lokalradiosender, vielleicht Radio Vorarlberg. Ab und zu huscht einer der letzten verbliebenen Monteure durch die Halle. Eigentlich müssten hier rund 110 Angestellte monatlich bis zu 15 Grossformatdrucker entwickeln, zusammenbauen und verkaufen. Doch seit April steht die Produktion praktisch still, ein Grossteil der 40 Montagearbeiter, die Logistik und der Service sind auf Kurzarbeit. Entwicklung, Verkauf und der Rest der Firma arbeiten voll.

Der Geschäftsführer, ein schlanker, bedachter Mann, ist alles andere als ein Polterer, wie man sich den archetypischen Rheintaler Patron ausmalen könnte. Stets diplomatisch – nicht ein einziges Mal nennt Reto Eicher im Gespräch die SVP beim Namen, auch dann nicht, wenn er leise über sie schimpft.

Eicher führt durch die fast komplett stillgelegten Produktionshallen. «Es ist schon ein trauriges Bild», sagt der Mitgründer und CEO der Firma mit leicht belegter Stimme. «Druckmaschinen sind Investitionsgüter. Die Pandemie bringt eine grosse Verunsicherung mit sich, jetzt investiert niemand.» Die Zeit wird genutzt, um die eigenen Produkte weiterzuentwickeln. Es bleibt nichts anderes übrig. Die Bestellungen sind um zwei Drittel zurückgegangen. In Kriessern werden noch die letzten vier oder fünf Maschinen zusammengebaut.

«97 Prozent unserer Artikel exportieren wir, 60 Prozent davon nach Zentraleuropa. Das letzte, was wir jetzt brauchen können, sind Scherereien mit der EU.» Eicher spricht die Begrenzungsinitiative der SVP an, die – wieder einmal – die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union torpediert. Aus dem Vorarlberg arbeiten sechs, aus Süddeutschland vier Personen bei SwissQprint, der Grenzgängeranteil ist verhältnismässig klein. Eicher stört vor allem die zusätzliche Unsicherheit, die ein vertragsloser Zustand mit der EU mit sich bringen würde. Denn fällt die Personenfreizügigkeit, fallen aufgrund der sogenannten «Guillotinenklausel» auch die anderen Vereinbarungen der Bilateralen 1. Das Rheintal sei vom Export und Arbeitskräften aus der EU abhängig. Das gelte nicht nur für Fachkräfte, sondern gerade im Rheintal ebenso für Arbeiten, für die es schon immer schwierig war, inländisches Personal zu finden: Pflege, Bau, Reinigung. Bezüglich Einwanderung immer von «Massen» zu reden, sei reiner Populismus. Eicher fragt sich, ob die Initianten wirklich «Politik fürs Volk» machen oder ob sie nicht einfach um jeden Preis im Gespräch bleiben wollen. Sogar zum Preis eines zerrütteten Verhältnisses mit dem wichtigsten Handelspartner der Schweiz.

Von Indianern und Rassisten

Direkt gegenüber der SwissQPrint, auf der anderen Seite der Zollstrasse, stehen die Werke der GK Grünenfelder AG. Die Firma ist spezialisiert auf Kühl- und andere Nutzfahrzeuge und produziert. Die Frech-Hoch Nutzfahrzeuge AG im basellandschaftlichen Pratteln gehört ebenfalls zur Grünenfelder Group. Kunden sind zu einem guten Teil die Grossverteiler in der Schweiz, Aufträge kommen aber auch aus der militärischen Logistik im In- und Ausland.

In den Werken Kriessern wird fleissig gehämmert, geschraubt, zusammengebaut. In einer Ecke zischt ein Schweissroboter. Die Pandemie hat sich im Geschäftsgang der Grünenfelder AG noch nicht bemerkbar gemacht. Keine Kurzarbeit. Dafür gelten die Hygienemassnahmen bis heute. «Ich bin nur fürs Interview hergekommen. Ansonsten wäre ich im Homeoffice, in meinem Raumschiff», sagt Albert Grünenfelder, Finanzchef der GK Grünenfelder AG und Mitgründer der Holding GK Grünenfelder Group AG. Die Produktions- und Revisionsaufträge für dieses Jahr sind zum grossen Teil vor dem Lockdown eingetroffen. Im vierten Quartal und für das ganze nächste Jahr dürften die Grossverteiler ihre Investitionen herunterfahren.

Die Anteile der Wertschöpfung und der Arbeitsleistung in der Schweiz sind hoch, darauf ist man stolz. «Die Konkurrenz hat uns auch schon vorgeworfen, dass wir alles im Ausland herstellen lassen. Ich habe sie dann eingeladen und ihnen den Schweissroboter und den Rest der Produktion gezeigt. Das Thema war schnell wieder vom Tisch», sagt Grünenfelder, der im Elternbetrieb die Lehre zum Fahrzeugschlosser gemacht hat und weiss, «wie ein Hammer klöpft». In Kriessern sind knapp 50 Personen angestellt, in Pratteln rund 20. Altersmässig gut durchmischt, «Erfahrung und Arbeitsqualität spielen eine Rolle», so Grünenfelder. Auch ausgebildet wird in der Firma, zwei Lehrlinge pro Jahrgang. Schweizer Männer und Frauen seien heute ehrgeizig, bilden sich weiter. Im technischen Büro und in der Arbeitsvorbereitung arbeiten heute sechs junge Männer mit Ingenieurs- und Technikerabschlüssen. «Das sind Häuptlinge», sagt Grünenfelder. «Aber wir brauchen eben auch Indianer. Die Schweizer Indianer gehen immer mehr verloren.»

Vor allem in Pratteln, wo der Anteil an Grenzgängern aus dem Elsass hoch ist, ist man von den Bilateralen und der Personenfreizügigkeit abhängig. Auch das Rheintal sei ein klassisches Grenzgängergebiet. «Schon als ich noch ein Kind war, hat man viel im Vorarlberg rekrutiert», sagt Grünenfelder. Für Vorarlberger sei es heute aber nicht mehr gleich attraktiv, in der Schweiz zu arbeiten wie noch vor ein paar Jahren. «Die gestiegene Kaufkraft relativiert das Lohngefälle.» Heute arbeiten bei ihm in Kriessern noch zwei Grenzgänger, das sei früher ganz anders gewesen.

Dennoch: «Was die SVP aufführt, ist lachhaft und macht politisch keinen Sinn. Man kann doch nicht überall Grenzen aufziehen. Die Wirtschaft muss wie ein Ameisenhaufen frei zirkulieren können.» Grünenfelder kann nachvollziehen, dass «das Fremde» in den Menschen grundsätzlich Unsicherheiten auslösen könne. «In uns allen steckt womöglich ein bisschen ein Rassist.» Aber man müsse schon auch sehen, dass das Wachstum und der Wohlstand im Rheintal seit den 1960er-Jahren ohne Arbeitskräfte aus Italien und Portugal gar nicht möglich gewesen wären. Auch das Lohndumping-Argument lässt Grünenfelder nicht gelten. «Wir unterstehen dem Gesamtarbeitsvertrag. Wenn beispielsweise ein Ungar weniger Lohn erhielte als seine Schweizer Kollegen, wäre das erstens nicht rechtens und zweitens sind die Menschen nicht dumm und würden das am ersten Arbeitstag merken.»

Die SVP ziert sich

Das Rheintal ist auch Agrarland. Im frühen August ist der Weizen bereits eingefahren. Die Traktoren bremsen den spärlichen Durchgangsverkehr durchs Riet mit Heuladungen. Der Mais steht noch. Man nennt ihn hier Türggen, weil das südamerikanische Gewächs im

17. Jahrhundert über den Balkan in die Region gelangte. Der Ribel ist aus der traditionellen Rheintalerküche nicht mehr wegzudenken. Bis man sich der ursprünglichen Herkunft von etwas oder jemandem nicht mehr bewusst ist und es als etwas Heimisches betrachtet, ziehen gerne Jahrhunderte ins Land.

Die Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) 2014, die von 50,3 Prozent des Schweizer Stimmvolks angenommen wurde, war im Wahlkreis Rheintal keine knappe Angelegenheit. Mike Egger, der damals für die SVP im Kantonsrat wirkte, hat sich an Podien und Anlässen landauf landab stark gemacht für die Initiative. Dass sie aber im Rheintal mit 63 Prozent kantonsweit am deutlichsten angenommen wurde, hat selbst ihn überrascht.

Egger ist mittlerweile in den Nationalrat nachgerutscht und führt derzeit den Abstimmungskampf für die Begrenzungsinitiative im Kanton St.Gallen. Der Bernecker erscheint gut gelaunt und gewohnt jovial unter den Sonnenbräuschirmen im Garten des elterlichen Gast- und Metzgereibetriebs. Er grinst mit seinem eigenen Konterfei um die Wette, das seit vergangenem Wahlherbst auf seinem Auto prangt. Obwohl die Beiz noch geschlossen hat, setzt sich ein Büezer an den Nachbartisch. Er werde warten, sagt er, schweigt fortan und beginnt im «Blick» und im «Rheintaler Boten» zu blättern, einer Zeitung aus dem Regionalmedienimperium, das Christoph Blocher in den vergangenen Jahren aufgebaut hat.

«Da ist noch gar nichts verloren», sagt Egger rundheraus. In seiner Aussage klingt nicht nur der Optimismus eines Abstimmungskampfleiters an. Er weiss, dass die politischen Gegner diesmal nicht schlafen. Das sind nebst dem Bundesrat alle anderen Parteien von links bis bürgerlich sowie die bedeutendsten nationalen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände. Egger glaubt an den Sieg, auch wenn sich im Rheintal kaum jemand öffentlich für die Initiative aussprechen will. «Das bedeutet gar nichts, das war schon bei der MEI so», winkt er ab.

Tatsächlich ziert sich sogar die Rheintaler SVP. Egger ist der einzige, der sich zum Gespräch mit Saiten bereit erklärt. Der Vorstand der Kreispartei reichte unsere Anfrage an ihn weiter, obwohl mehrere Personen um ein Interview gebeten wurden. Nationalrat Roland Rino Büchel hat keine Zeit. Auch er verweist an Egger. Dieser sagt, er kenne zwar ein paar Unternehmer, die für die Begrenzungsinitiative seien, allerdings wolle keiner von ihnen mit den Medien reden.

So schlüpft Egger in die Rolle, die seiner Partei so gut liegt. Einer gegen alle: «Wir wollen kein Sozialprojekt der EU sein. Wir sind Partner auf Augenhöhe. Die Personenfreizügigkeit stimmt für uns so nicht. Also können wir das doch verhandeln. Es kann nicht sein, dass der Grössere einfach nein sagt.» Die 12 Monate, die der Bundesrat bei einem Ja zur Initiative hätte, um die Personenfreizügigkeit neu zu verhandeln, sei zwar knapp bemessen aber nötig, damit die Sache nicht wieder auf die lange Bank geschoben werde wie bei der MEI.

Wo liegt denn das Problem mit der Zuwanderung? «Seit der Einführung der Personenfreizügigkeit 2007 sind 620'000 Personen aus dem EU-Raum eingewandert. Das sind knapp 50'000 pro Jahr. Der Bundesrat hat im Vorfeld von 8000 bis 10'000 gesprochen. Wollen wir eine 10-Millionen-Schweiz?» Vor allem ältere Arbeitnehmer gerieten unter Druck, ebenso die Löhne, und mit Überbrückungsrenten wolle man jetzt diese Probleme intern lösen, die eigentlich der Zuwanderung geschuldet sind. Ausserdem handle es sich bloss zu einem sehr tiefen Prozentsatz um tatsächliche Fachkräfte. Der grösste Teil sei Familiennachzug, diese Fakten müsse man schon sehen. «Seit 2007 sind die Sozialkosten massiv angestiegen. Auch das geht vor allem aufs Konto der Zuwanderung.»

Was ist mit der Vertragsunsicherheit, wenn die Verhandlungen scheitern und die Guillotineklausel greift? «Ich bin nicht sicher, ob diese tatsächlich greifen würde. Die EU hat ihrerseits grösstes Interesse an den Bilateralen.» Egger führt etwa das Verkehrsabkommen und das Landwirtschaftsabkommen ins Feld. Die EU profitiere von effizienten Transporten durch die Schweiz nach Italien. Und die Schweiz verzeichne seit Jahren eine negative Handelsbilanz mit der EU. «Wir wollen uns ja nicht abschotten, sondern lediglich die Einwanderung eigenständig steuern.» Zudem garantiere das Freihandelsabkommen von 1972 den Marktzugang zur EU. Höchstens bei den technischen Handelshemmnissen könnte es Probleme geben, räumt er ein: «Die Produkte für den europäischen Markt könnten wohl nicht mehr in der Schweiz zertifiziert werden, sondern nur noch in der EU. Darin sehe ich aber keine grossen Probleme, sondern lösbare.»

Ein Drittel Ausländer beim Spitalpersonal

Die Debatte über die Begrenzungsinitiative verläuft auch nach den Sommerferien eher lau. Die grossen Gehässigkeiten bleiben aus – zumindest bis Redaktionsschluss. Sind die Leute die immergleichen Anti-Zuwanderungsinitiativen leid, für die die SVP die immergleichen Argumente auftischt? Ist es Corona, das die öffentliche Aufmerksamkeit für sich einnimmt? Oder glaubt am Ende nicht einmal die SVP-Basis so richtig an den Sinn und Zweck dieser Abstimmung? Darauf gibts bei der Sünnelipartei keine Antworten.

Im ri.nova Impulszentrum in Rebstein, einem feudalen Bau aus der Stickereizeit, findet sich ein vielfältiger Mix an Gewerbe- und Dienstleistungsbetrieben: Versicherung, Elektriker, Homöopathiepraxis, Tonstudio, Architekturbüro, Consultings unterschiedlicher Prägung. Auch die Spitalregion Rheintal Werdenberg Sarganserland, zu der die Spitäler Altstätten, Grabs und Walenstadt gehören, hat hier ihre zentralen Büros. Sandra Zieri leitet die Personalabteilung.

«Wir wären wesentlich von einem Ja zur Begrenzungsinitiative betroffen», sagt sie. Ende Juli sind 1550 Personen in der Spitalregion angestellt, die Altersdurchmischung ist mit 456 Ü50-Jährigen ziemlich ausgewogen. Rund ein Drittel der Angestellten sind keine Schweizer, 13 Prozent Grenzgänger aus Deutschland, Österreich und dem Fürstentum Liechtenstein. Etwas über die Hälfte der ausländischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten in der Pflege. «Wir haben oft bis zu 30 Stellen ausgeschrieben. Ärzte und Spezialkräfte für Operationsassistenz, Anästhesie oder in der Intensivpflege sind immer gefragt», sagt Zieri. Von den 75 Neueintritten im August haben 35 keinen Schweizerpass. Den administrativen Aufwand für all die Qualifikationsnachweise, der mit einem Ja zur Initiative auf ihr Team zukommen würde, will Zieri sich gar nicht ausmalen.

Für die Spitäler sind die Grenzgängerinnen existenziell wichtig. «Natürlich bilden wir selber Fachkräfte aus. Dennoch sind wir oft knapp besetzt. Das gilt sowohl für die Ärzteschaft als auch für die Pflegekräfte.» Wenn man in der Schweiz kein Personal finde und die Rekrutierung im Ausland kontingentiert werde, müsse man sich schon fragen, in welche Richtung es gehen solle.

Auf ihre persönliche Meinung angesprochen, ob sie die Motive der Initianten und die Ängste der Leute vor übermässiger Zuwanderung verstehen könne, zögert Sandra Zieri kurz. «Grenzgängerei gehörte schon immer zum Rheintal. Mein Grossvater kam aus dem Fürstentum Liechtenstein, meine Grossmutter aus dem Vorarlberg. So sind wir eben aufgewachsen.» Beim Spitalpersonal zähle aber nicht die Herkunft, sondern die Qualifikation, betont Zieri. Wenn in der Schweiz keine qualifizierten Mitarbeiter gefunden werden können, dann muss man eben ennet dem Rhein suchen.

Rekrutierung in Kreisen

In den Produktionshallen der SFS in Heerbrugg ist der regelmässige Rhythmus Pressen ständiger Begleiter. In jeder Halle in einem anderen Tempo und in anderer Lautstärke. «Das ist unser Herzschlag», sagt Claude Stadler, früher Leiter der Unternehmenskommunikation und Investor Realtions, seit 2018 Leiter Corporate Services. Über verschiedene Stufen werden die Metallteile hochpräzise in ihre Form gebracht. Kaltumformung nennt sich die Technologie, die den einstigen Eisenwarenhändler und späteren Schraubenhersteller gross gemacht hat. Weitere Technologien sind in den Jahren dazugekommen. Längst werden nicht mehr nur Schrauben hergestellt. Heute sind es beispielsweise Präzisionskomponenten, die in Autos wichtige Funktionen übernehmen: in Bremssystemen, Sicherheitsgurten, Ventilsteuerungen oder Sitzverstellungen. «Die Vision des autonomen Fahrens bedeutet für uns einen stabilen Innovationstrend mit Wachstumsperspektiven», erklärt Stadler, der aus einer der Gründerfamilien stammt. Mit rund 35 Milliarden weltweit verkaufter Produkte wurde 2019 ein Umsatz von knapp 1,8 Milliarden Franken erwirtschaftet.

Weltweit beschäftigt die SFS-Gruppe rund 10'000 Personen, etwa ein Viertel davon in der Schweiz. Am grössten Standort des Konzerns in Heerbrugg arbeiten rund 1700 Personen. Rund 1000 Mitarbeiter in der Schweiz haben keinen Schweizer Pass, ungefähr die Hälfte davon sind Grenzgänger. Mit Firmen wie Wild und später der Leica entstand im unteren Rheintal in den letzten Jahrzehnten ein Nukleus für Feinmechanik. Das hat die regionalen Strukturen beeinflusst, beidseits des Rheins sind mechanisch-technische Berufe weitverbreitet. Aber die Nachbarn haben wirtschaftlich enorm aufgeholt. «Vorarlberg bietet sehr gute berufliche Perspektiven», schätzt Stadler die Lage ein. «Dennoch rekrutieren wir wie alle Unternehmen primär in einem bestimmten geografischen Kreis, der über den Rhein hinaus geht. Daraus einfach einen Halbkreis zu machen, wäre fatal.»

90 bis 95 Prozent der Heerbrugger Produktion gehen in den Export, vornehmlich in die EU. Local-to-local-Strategie nennt sich das. Nur in bestimmten Fällen werden Teile in einem Kontinent produziert und in einem anderem Kontinent verkauft. «Wir bekennen uns zum Standort Schweiz und haben uns dafür auch bewegt», erklärt Stadler. Die Aufwertung des Schweizer Frankens in den letzten 15 Jahren sei eine enorme Fitnesskur gewesen für die Firma. «Keine Zeit zum Fett ansetzen.»

«An den Schweizer Produktionsstandorten fokussiert sich SFS auf Leistungen mit hohem Innovationsanspruch, die hoch automatisierbar und kapitalintensiv sind.» Für SFS rückte mit einem Ja zur Initiative die Frage stärker ins Zentrum, was noch in der Schweiz produziert werden könne. Damit solle den Initianten nicht gedroht werden. «Aber wir geben einfach etwas aus der Hand, das wir kennen und viele Vorteile bietet. Als die Initiative lanciert wurde, war die Welt zudem eine andere. Mittlerweile stellt Corona bereits eine enorme Belastung für die wirtschaftliche Entwicklung dar.»

Vorarlberger und östlichere Klänge

500 Meter südwestlich der SFS steht zwischen dem Sportplatz und der Turnhalle der Oberstufe die Musikschule Mittelrheintal. Schulleiter Roland Stillhard setzt sich in den Schatten der Kastanien an einen der steinernen Picknick-Tische. «Die Gründung der Musikschule 1978 wäre ohne die Fachkräfte aus nahen Ausland gar nicht denkbar gewesen», sagt er. In den 80er-Jahren habe sich aber auch in Süddeutschland und in Vorarlberg ein Fachkräftemangel abgezeichnet. Also hat man Musiklehrkräfte aus Ungarn geholt. Diese werden jetzt langsam pensioniert.

Über ein Drittel der 51 Lehrkräfte an der Musikschule Mittelrheintal verfügen nicht über den Schweizerpass. Acht wohnen in der Schweiz, 18 sind Grenzgänger. «Manchmal erhalten wir Bewerbungen aus dem Raum Zürich. Aber wir reden hier von Teilzeitstellen. Diese Leute bleiben nicht lange. Wir sind also auf Ausländer angewiesen.» Und für diese sei der administrative Aufwand schon jetzt «heavy».

Karin Keller-Sutters rhetorische Frage («Wollen Sie Wohlstand?») hält Stillhard aber für übertrieben. Qualität spiele ebenso eine Rolle. Der Lockdown habe gezeigt, man brauche den grenzüberschreitenden Austausch, die gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenarbeit. Auch Musikunterricht trage seinen Teil zum gesellschaftlichen Zusmmenhalt bei, sagt Stillhard. Für die regionale Kulturszene sei die Nachwuchsförderung entscheidend, es könne ja nicht jeder in die Stadt zum Unterricht.

Und was sagen die Nachbarn zur Begrenzungsinitiative? Das Thema sei auf der politischen und medialen Agenda nicht sonderlich präsent, findet Landesrat Marco Tittler, den wir per E-Mail erreichen. Er ist in der Vorarlberger Regierung für die Bereiche Wirtschaft und Infrastruktur zuständig. 2019 wurde der ÖVP-Politiker ins Amt gewählt. Er stehe seither zwar im regelmässigen Austausch mit seinen St.Galler Regierungskollegen, aber über die Begrenzungsinitiative der SVP habe man sich bisher noch nicht unterhalten. Im Rahmen der Internationalen Bodenseekonferenz, der auch St.Gallen angehört, sei aber eine Resolution «für Kontinuität sowie stabile und gute Rahmenbedingungen in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit» verabschiedet worden. Man wünsche sich, dass Massnahmen verzichtet werden, «welche das Potenzial für eine negative Dynamik im Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU haben könnten».

Die Abwägung der Vor- und Nachteile der Personenfreizügigkeit sei ein komplexer Prozess und persönliche Betroffenheit spiele dabei wohl eine entscheidende Rolle, schreibt Landesrat Marco Tittler. Die Möglichkeit sich in Europa frei bewegen, studieren oder Fachkräfte – gerade im Gesundheitsbereich und im Bauwesen – rekrutieren zu können, werde aber sehr geschätzt. Für die Prosperität des wirtschaftlich eng verflochtenen Raums seien Stabilität und gute Rahmenbedingungen auf nationalstaatlicher und supranationaler Ebene essenziell. Die Corona-Pandemie habe gezeigt, wie einschneidend sich nur schon eine kurzzeitige Grenzschliessung auswirke.

Trampolin, Glitzerkanone und das Nachbarskind: So hat Veronika Fischers Festivalfamilie den Lockdown überlebt. (Bild: Elaine Fehrenbach)

MUTTERSCHAFT: MUTTER SCHAFFT

Das Leben mit Kindern ist ein bisschen wie ein Festival, nur dass man es nicht besucht, sondern gleich selber organisiert. Samt Catering, An- und Abfahrtslogistik, Toiletten und allem Pipapo. Was das mit der veralteten Definition des Arbeitsbegriffs zu tun hat. Von Veronika Fischer

Aktuell begegnet sie mir oft, die Frage, die nicht neu ist und mich doch immer wieder fassungslos macht: «Arbeitest du eigentlich was oder bist du nur Mutter?»

Meine Kinder sind neun Jahre, zwei Jahre und vier Monate alt. Und ja, ich arbeite was. Zum Beispiel schreibe ich Texte für Zeitungen und Magazine, so wie diesen hier. Das ist mein Beruf, das habe ich gelernt, das macht mir Spass und damit verbringe ich zurzeit in etwa zwei Stunden am Tag, wenns gut läuft. Deshalb kann ich im Antrag meiner Krankenkasse in das Kästchen hinter «Beruf» das Wort «Journalistin» setzen.

Dass ich die restlichen Stunden meines Tages nicht am Schreibtisch verbringe, sondern mit meinen Kindern und Hausarbeit, das fällt hinten runter. Das ist ja auch kein Beruf und somit keine Arbeit. Ich sitze aber nicht toujours Latte-Macchiato-trinkend im Café, sondern bin rund um die Uhr beschäftigt. Mit den unterschiedlichsten Aufgaben, die ich nicht studiert, sondern mir so nach und nach angeeignet habe.

Nach zehn Jahren im Business ist das so einiges. Ich bin Restaurantleiterin, Alleinunterhalterin, Bildungsexpertin, Sanitäterin, Juristin, Modespezialistin, Ernährungswissenschaftlerin, Sporttherapeutin, Frisörin, Fahrradmechanikerin, Kunstvermittlerin, Vorleserin, Psychologin, Reinigungskraft und Profimanagerin – alles in einem. Kurz: Ich bin Mutter.

Also habe ich das beim Antrag meiner Krankenkasse so eingetragen. Beruf: Journalistin, Arbeitsstunden pro Woche: 10. Dann habe ich noch ergänzt: und Mutter, Arbeits-

stunden pro Woche: 168. Der Antrag wurde wieder zurückgeschickt, mit der Bitte um mehr Ernsthaftigkeit.

Aber das ist mein Ernst. Eine Familie zu versorgen, ist Arbeit, man ist in ständiger Rufbereitschaft, 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche.

Wenn mich kinderlose Freunde fragen, wie es läuft bei mir, dann versuche ich es so zu beschreiben:

Das Leben mit Kindern ist ein bisschen wie ein Festival. Nicht dass wir uns falsch verstehen: Ich mag Festivals sehr gerne! Im Optimalfall sind sie laut, wild und dreckig, man schläft wenig und hat lustige Menschen um sich rum. Man isst komische Sachen und trägt lässige Klamotten, meistens irgendwas mit Gummistiefeln oder man ist barfuss. Manchmal ist es einem krass zu viel, man ist müde und will eigentlich nur wieder heim ins Bett oder duschen. Und es gibt auch die richtigen Abfuck-Momente, wenn es ins Zelt regnet, im letzten Bier eine Nacktschnecke dümpelt und vor dem Dixi 20 Leute anstehen. Aber dann kommt von irgendwoher wieder cooler Sound, man rafft sich auf, geht Weitertanzen und die schlechte Laune verfliegt, es ist wieder geil, bis zum Sonnenaufgang.

Mit Kindern ist das Feeling so ähnlich. Nur dass man das Festival nicht besucht, sondern organisiert. Mit DJs, Catering, An- und Abfahrtslogistik, Toilettenanlagen, Sanitätern und allem Pipapo. Hinzu kommt, dass der Spass nicht nach drei Tagen vorbei ist, sondern knallhart weitergeht. Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Es gibt keinen Feierabend, keinen Urlaub, kein Sabbatical, keine Kündigung. Manchmal beginnt die Schicht schon um 5:30 Uhr. Und manchmal endet sie erst dann.

Oft kommt mir ein Satz meiner Hebamme in den Sinn. Im Geburtsvorbereitungskurs hat sie gesagt, dass frischgebackene Eltern nicht so viel jammern sollen wegen des Schlafmangels, man sei die Jahre zuvor schliesslich auch gut mit wenig Schlaf und vielen lauten Nächten klargekommen, also könne man sich auf das Baby freuen – da komme das wieder. Festival-Feeling für zuhause, also.

Am deutlichsten spüre ich den Rock'n'Roll, wenn ich morgens einen Arbeitstermin habe. Während mein Gegenüber meist noch schlaftrunken im ersten Kaffee rührt, habe ich schon den ersten Halbmarathon hinter mir. Kinder geweckt, gewaschen, angezogen, Frühstück zubereitet, Essen in kleine Quadrate geschnitten und in Dosen verpackt, passende Schuhe, Socken, Mützen zusammengesucht und irgendeine mittlere Katastrophe bewältigt (Hausaufgaben vergessen, Lieblingsshirt in der Wäsche, falsches Müsli, irgendwas ist immer) und alle Kinder in die jeweils zuständige Institution gebracht. Aber wie schon gesagt, ich mag mein kleines Festival. Und ich finde es vollständig okay, dass es Menschen gibt, die anders sind. Mehr so die Philharmonie-Typen, morgens ihre Zeitung lesen zu klassischer Musik – es sei jeder und jedem gegönnt. Was mich ärgert, ist die Wahrnehmung von manchen Teilen der Gesellschaft, die eben nicht sehen, dass es Arbeit ist, die man leistet im Leben mit Kindern.

Und das ist kein reines Frauenthema, nicht die Mutterschaft allein ist anstrengend. Das gilt für Väter genauso. Auch für Paare mit der 50er-Jahre-Rollenverteilung. Dann ist der Mann nämlich auch pausenlos eingebunden und gefordert, erledigt Einkäufe in der Mittagspause oder auf dem Heimweg vom Job, kocht das Abendessen, checkt die Hausaufgaben, bringt die Kinder ins Bett und räumt dann noch die Küche auf (im Best Case). Er läuft nachts mit dem weinenden Baby durch die Wohnung, um am nächsten Morgen wieder frisch und fröhlich im nächsten Meeting zu sitzen und ist generell auch 24 Stunden am Tag auf Abruf.

Auch das fällt hinten runter, bei der Frage nach Arbeit und Mutterschaft, die Vätern nämlich äusserst selten gestellt wird. Dem zu Grunde liegt eine sehr einseitige Definition des Arbeitsbegriffs, der sich ausschliesslich auf die Erwerbsarbeit fokussiert. Care-Arbeit ist damit nicht gemeint. Und es ist mir schon klar, dass es sich bei meiner Reizfrage vielleicht auch nur um eine flapsige Formulierung handelt. Es ist halt einfach kompakter als zu fragen: «Gehst du derzeit neben deiner sehr, sehr zeitintensiven und anstrengenden Aufgabe als Mutter noch anderen Tätigkeiten nach, mit denen du im besten Fall noch Geld verdienst?»

Denn wenn Care-Arbeit anerkannt werden würde, gäbe es diese bescheuerte Frage nach Arbeit oder Muttersein nicht mehr. Und dann gäbe es einen Funken Solidarität mit Eltern. Das würde beinhalten, dass man Familien jede Unterstützung zukommen lassen würde, die nur irgendwie möglich ist. Sei es in Form von Zeit oder von Geld.

Und dann müsste man nicht darüber abstimmen, ob Väter nach der Geburt eines Babys zwei Wochen zuhause bleiben könnten. Dann wäre das eine Selbstverständlichkeit.

Die Solidarität mit Eltern muss in der Gesellschaft verankert sein.

So, und jetzt stimmt die Schweiz also darüber ab, ob die Väter postnatal zwei Wochen Urlaub erhalten sollen. Aber wo kämen wir denn da bitte hin? Dass Väter wie gehabt bei der Geburt ihres Stammhalters oder ihrer Stammhalterin einen Tag frei bekommen, ist doch wohl vollkommen ausreichend! Das ist schliesslich genug Zeit, um das Baby zu begutachten, sich auf die Schulter zu klopfen, wie gut man es gezeugt hat, mit seinen Kumpels ordentlich einen saufen zu gehen und am nächsten Tag vielleicht gemütlich auszukatern.

Zwei Wochen Vaterschaftsurlaub – und der Begriff «Urlaub» weckt da vielleicht falsche Assoziationen, wie wärs mit «Vaterschaftszeit»? –, zwei Wochen klingen zwar auf den ersten Blick nicht gerade nach viel, es könnte aber dafür ausreichen, dass der Mann eine Bindung zum Baby aufbaut und aufgrund dessen vielleicht beschliesst, dass er doch gerne auch langfristig Zeit mit seinem Kind verbringen möchte. Das wiederum könnte dazu führen, dass Männer nicht mehr Vollzeit im Job hängen würden, was unter Umständen erfordern könnte, dass man die fehlenden Stellen mit Frauen besetzen müsste, ja, auch auf der Führungsebene und, ja, auch im Vorstand.

Diese Tatsache aber – eine Frau in Leadership – wäre das Ende von lustigen Vertragsabschlusspartys im «Saunaclub Melanie». Und das kann man doch bitte unmöglich wollen!

Veronika Fischer, 1987, ist Mutter von drei Kindern und lebt in Konstanz.

«WAS ZUR HÖLLE IST HIER LOS?»

Die Schweiz hinkt Europa gesellschaftspolitisch um Jahrzehnte hinterher. Ein «Pro & Pro» zum zweiwöchigen Vaterschaftsurlaub, über den am 27. September abgestimmt wird. Von Nina Rudnicki und Urs-Peter Zwingli

Ich war also privilegiert. Andere Väter, die Vollzeit beispielsweise als Bauarbeiter, Köche oder Bankangestellte arbeiten, haben für gewöhnlich nicht so viel Freiraum. Das heisst, sie müssen entweder Ferien nehmen (in Branchen wie eben Bau oder Gastronomie ist das je nach Saison fast unmöglich) – oder aber die Frau bewältigt die Haus- und Familienarbeit nach der Geburt alleine. Und wer jemals einen Tag auf ein Baby aufgepasst und daneben noch den Haushalt geschmissen hat, weiss: Das kann deutlich strenger sein als Lohnarbeit.

Dass das Familienleben funktioniert, dafür sorgen in der Schweiz immer noch weitgehend und unbezahlt die Frauen. Die Gründe dafür sind zwar teilweise kultureller, vor allem aber struktureller Natur. Viele junge Väter müssen heute gegen ihren Willen Vollzeit weiterarbeiten, weil die Mütter deutlich weniger verdienen oder weil die Arbeitgeber keine Teilzeitstellen ermöglichen. Damit zementieren Politik und Wirtschaft die Ungleichheit, die zwischen Mann und Frau in vielen Bereichen besteht. Denn Betreuungsmodelle, die sich nach der Geburt entwickeln, werden in den Jahren danach, wenn die Kinder klein sind und Aufmerksamkeit fast rund um die Uhr brauchen, kaum geändert.

Die Schweiz ist ein seltsamer Sonderfall. Wirtschaftlich gehört sie zur Weltspitze, ist stolz auf ihre KMU-Landschaft, Innovation und Qualität. Gesellschaftspolitisch hinken wir dem Rest Europas um Jahrzehnte hinterher. Ein Beispiel dafür ist, dass neben der Schweiz in Europa nur Irland und Albanien keinen Vaterschaftsurlaub kennen. Dabei ist laut WHO erwiesen, dass es einen positiven Einfluss auf die Gesundheit von Mutter und Kindern hat, wenn sich Väter aktiv an der Erziehung beteiligen.

Auf ein Familienleben gesehen sind zwei Wochen Vaterschaftsurlaub natürlich nichts. Dennoch wären junge Väter damit im ersten Lebensjahr, das für die Entwicklung von Kindern zentral ist, etwas präsenter. Und diese Präsenz, die sich mit einem bezahlten Urlaub nicht mehr nur Privilegierte leisten könnten, kann ein breites Umdenken in der Gesellschaft auslösen. Langfristig fördert das die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern.

Die Gegner (z.B. kantonale Arbeitgeber- und Gewerbeverbände sowie Handelskammern) argumentieren, dass der Vaterschaftsurlaub nur neue Kosten bringe. Dass das Gegenkomitee nicht an Gleichstellung interessiert ist, zeigt sich an seiner Zusammensetzung: Es besteht aus weit über 90 Prozent Männern. Gleichzeitig sind es diese Arbeitgeber, die seit Jahren den Fachkräftemangel in der Schweiz beklagen. Würden sie die Gleichstellung der Geschlechter ermöglichen, würde sich ein riesiger Pool an weiblichen Fachkräften auftun.

Urs-Peter Zwingli

Nina Rudnicki, 1985, und Urs-Peter Zwingli, 1984, sind Journalisten und Eltern eines zweijährigen Sohnes. Die Familie lebt in St.Gallen.

Vor einiger Zeit stiess ich auf das Buch *Gender Innovation and Migration in Switzerland* der St.Galler Historikerin Francesca Falk. Das Buch untersucht, wie die Migration zur Emanzipation der Schweizer Frauen beigetragen hat. Zu Wort kommt etwa Dinahlee Obey Siering aus Liberia. 1992 war sie in die Schweiz gezogen. Zuvor hatte sie zwei Jahre in Washington gelebt.

Eine ihrer ersten Erinnerungen an die Schweiz beschreibt sie im Buch wie folgt: «Einmal besuchte ich meine Schwägerin. Zuerst ging das älteste Kind in die Schule, etwas später ging das Zweitälteste, und als das Jüngste losging, kam das Älteste bereits wieder nach Hause zurück. Ich sagte: ‹Was zur Hölle ist hier los?› Meine Schwägerin antwortete: ‹Willkommen in der Schweiz. Hier muss die Mutter zuhause bleiben und jede Minute verfügbar sein.›»

Jede Minute zuhause verfügbar sein, das konnten sich die Schweizerinnen schliesslich leisten. Anders war die Situation der Gastarbeiterinnen, die bereits vor 50 Jahren auf Krippenplätze angewiesen waren, weil ein Einkommen pro Familie nicht ausreichte.

Diese Episode kommt mir regelmässig in den Sinn, wenn ich die Diskussionen rund um den zehntätigen Vaterschaftsurlaub verfolge. Leisten können wir uns den nämlich je nach politischer Ansicht nicht – als «Giesskannensystem» und «Luxusurlaub» wird dieser vom Nein-Komitee bezeichnet. Der Staat solle nicht auch noch Männer versichern müssen, die Väter werden.

Wieso geht es bei der Diskussion um Kindererziehung immer nur darum, was wir uns leisten können und was nicht? Warum steht nicht im Vordergrund, was der Gesellschaft nützt? Oder was den Familien guttut? Gemäss Familienfachstellen lässt sich die Bindung, die zwischen Kind und Eltern während der ersten Lebenswochen entsteht, später kaum noch im selben Mass nachholen. Erwiesen ist auch, dass es weniger Streit in Partnerschaften gibt, wenn man sich gegenseitig entlastet und ein Verständnis für die Arbeit und den Alltag des anderen hat. Nicht, dass da jemand abends von der Arbeit nach Hause kommt und erstaunt ist, wenn der andere Elternteil von seinem Luxusurlaub mit Kind und Haushalt ganz erschlagen ist.

Zwei Wochen Vaterschaftsurlaub sind nichts – vor allem nicht im europäischen Vergleich. Die Schweiz ist europaweit das einzige Land, in dem es weder Vaterschaftsurlaub noch Elternurlaub gibt. Aber wenigstens verspricht die Abstimmung am 27. September einen Anfang.

Es geht dabei um Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau und zwischen arm und reich. Es geht darum, dass man nicht auf einen privilegierten Arbeitsplatz und das Verständnis der Arbeitgebenden hoffen muss, wenn Eltern Erwerbs- und Hausarbeit zu gleichen Stücken untereinander aufteilen wollen. Denn das scheint in unserer Gesellschaft bisher vom Glück abhängig zu sein.

Nina Rudnicki

APPENZELL LIEGT IM PAZIFIK

1875 landen fünf Hawaiianer in vielen Appenzeller Stuben, als Holzschnitt im «Neuen Appenzeller oder Häädler Kalender», wo sie finster dreinschauend mit Waffen posieren. Was sich auf der Abbildung nicht erahnen lässt: Bereits seit dem späten 18. Jahrhundert gibt es eine Verbindungslinie zwischen Pazifik und Appenzellerland. Eine Spurensuche zwischen idealisierten Kuhhirten, vermeintlichen Kannibalen und der kolonialen Schweiz. Von David Aragai

Niemand geringerer als Johann Gottfried Ebel (1764–1830) war es, der das Appenzellerland und die pazifische Inselwelt miteinander in Verbindung brachte. Der Reiseschriftsteller aus Preussen schrieb 1798: «Als ich zum erstenmal dieses Land [das Appenzellerland] betrat und von allen Seiten Jauchzen hörte, wohlgekleidete Menschen im lachenden Grün der Wiesen hüpfen und sich freuen sah, glaubte ich in einer der glücklichen Inseln zu seyn, wovon sich ein Schatten im Südmeere befindet».

Das Zitat stammt aus Ebels *Schilderung des Gebirgsvolkes vom Kanton Appenzell*. Darin wird zum wahrscheinlich ersten Mal publikumswirksam das Bild des Appenzellerlands als Ort der Idylle, Schönheit und der zufriedenen und träfen Menschen geprägt. Die Verbindung mit den Pazifikinseln ist also bereits im Ursprung der «Erfindung» des Appenzellerlands angelegt.

Zur Produktion von Räumen

Räume existieren nicht einfach, Räume werden durch Zuschreibungen, Erzählungen und Klischees überhaupt erst geschaffen und reproduziert. Das gilt für Ort- und Landschaften bis hin zu Kontinenten und Meeren. Zur Konstruktion des Appenzellerlands, also zu den wirkmächtigen Bildern, die sich Bewohner, Besucherinnen und Fremde vom Land um den Alpstein machen und machten, ist viel geschrieben worden. Vor allem der Germanist Peter Faessler (1942–2006) hat sich um die Erforschung dieser Zuschreibungen verdient gemacht (zum Beispiel in seinen beiden empfehlenswerten Büchern *Appenzeller Witz und arkadische Schweiz-Idyllik* oder *Bodensee und Alpen: Die Entdeckung einer Landschaft in der Literatur*).

Mit Faessler kann man die Entstehung einer mentalen Landkarte des Appenzellerlands verfolgen, den Abdruck im kollektiven Bewusstsein beobachten, der sich über die Zeit sowohl verändert wie auch vertieft. Der verklärende Blick auf Brauchtum, Sennerei und Landsgemeinde, der uns heute so vertraut ist, stammt vor allem von einer belesenen Elite, deren Perspektive über die Jahre allgemeingültig geworden ist. Später dann wurde aus diesem romantischen Bild von aussen auch eine Selbstwahrnehmung, wobei der Tourismus ab dem 19. Jahrhundert als Durchlauferhitzer fungierte.

Dasselbe gilt für die Inselwelt des Pazifiks. Im 18. Jahrhundert erstmals von Europäern und Nordamerikanern bereist und beschrieben, ergab sich in den im «Westen» vielgelesenen Reiseberichten rasch das Bild eines tropischen irdischen Paradieses, bewohnt von «edlen Wilden» genauso wie von gruseligen Kannibalen. Während der «edle Wilde» definiert wurde durch seine zufriedene Existenz in einer überschaubaren und gerechten Gemeinschaft und im Einklang mit einer idyllischen Natur, verkehrte sich beim Typ des Kannibalen dieses Bild ins Negative.

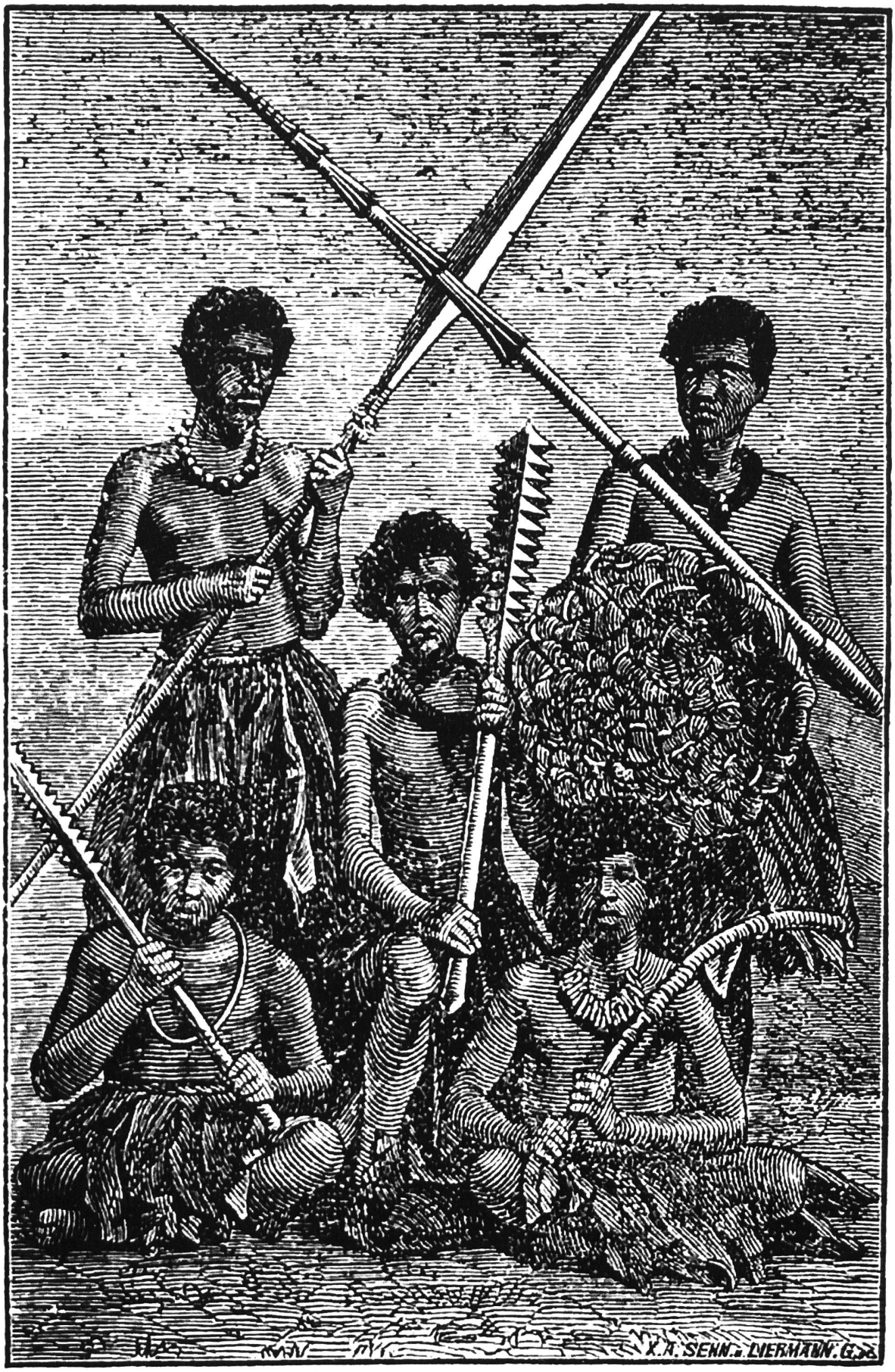
Bis heute streiten sich Historiker und Anthropologen über den Realitätsgehalt der pazifischen Anthropophagie. Wir alle kennen diese Archetypen aus Büchern wie *Robinson Crusoe* von Daniel Defoe (1660–1731) oder *Typee* von Herman Melville (1819–1891). Genauso wie im Appenzellerland waren es auch im Pazifik nicht die Einheimischen, die ihre Heimat als etwas Spezielles und Einzigartiges würdigten, sondern eine belesene euro-amerikanische Elite. Und in beiden Fällen wurden die Fremdzuschreibungen mit den Jahren zu einem gewissen Teil zum Eigenbild und zum Verkaufsargument für Touristen. Im Gegensatz zum Pazifik hat es allerdings im Alpstein weder imaginierte noch reale Kannibalen gegeben.

Der ideale Schäfer

Während im Appenzell gerne vergessen geht, dass vor allem Deutsche das Bild des Appenzellerlands prägten (Ebel war nicht der einzige), ist es im Pazifik komplizierter: Das koloniale Moment kommt hinzu. Die Fremden kamen dort auch, um auszubeuten, zu töten und zu kolonisieren. Vor allem seit den 1960er-Jahren wehrt sich deshalb die Bevölkerung dieser Inseln häufig gegen die ihr von aussen aufgezwungenen Narrative und Bilder (man lese dazu zum Beispiel die Texte von Epeli Hau'ofa [1939–2009]).

Die Verbindung zwischen Pazifik und Appenzell ist nicht einfach marginal, vielmehr steckt im Kern des bekannten Bildes vom Appenzellerland, das heute von Besucherinnen, Einheimischen und vor allem auch von Touristikern gelebt und weitergetragen wird, ein Stück Pazifik. Hinzu kommt noch ein Stück Griechenland, denn Ebels Vergleich ist doppelbödig: Das Bild der glücklichen Inseln entlehnt er nämlich der antiken Mythenwelt, sozusagen dem klassisch griechischen Pendant zum christlichen Paradies.

Eine wichtige Rolle in diesem Zusammenhang spielt die literarische Figur des Schäfers. Im 18. Jahrhundert widmete sich ihm eine ganze Literaturgattung, die Bukolik. In dieser Schäferdichtung wurde das Hirten-



Fünf Hawaiianer, Holzschnitt aus dem «Neuen Appenzeller oder Häädler Kalender» 1875.

leben in der freien Natur zum idealen Lebenstypus überhöht. Der Topos stammte ursprünglich auch aus der griechischen Klassik. Die Dichtung projizierte nun diesen idealen Schäfer auf den Appenzeller genauso wie auf den Pazifikinsulaner. Für den zeitgenössischen Leser (die bereits erwähnte, eher kleine, gebildete Elite) waren die beiden Gruppen deshalb – für uns heute überraschend – in der gleichen Vorstellungskategorie einzuordnen.

Kalenderbilder

Kehren wir zurück zum Holzschnitt von 1875, der «Eingeborne aus Honolulu, nach einer Photographie» zeigt (so der Untertitel). Er illustriert den im «Neuen Appenzeller oder Häädler Kalender» abgedruckten Reisebericht eines Appenzellers, dessen Namen wir nicht erfahren und der als Händler auf einem US-amerikanischen Schiff den Pazifik überquerte. Nun bereisen also reale Appenzeller den realen Pazifik (wann ist wohl umgekehrt der erste Bewohner der Pazifischen Inseln ins Appenzellerland gekommen?). Wäre Ebel enttäuscht gewesen, als sich die erstmals Aufeinandertreffenden nicht als Gleiche erkannten?

Die direkte Begegnung ist Ausdruck der Verflechtung der Schweiz im globalen Handel, aber auch der seit Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreichen Auswanderung von der Schweiz nach Amerika und Asien. Die aktuell im Fokus der Öffentlichkeit stehende koloniale Schweiz war kein staatlich-helvetisches Unternehmen, sondern getragen von vielen Einzelakteuren, die unter anderem als Kaufleute, Farmerinnen und Missionare in die Welt zogen. In den Zielkolonien und -staaten wurden sie zu Mitträgern der kolonialen Systeme und damit mal mehr und mal weniger zu Ausbeutern ansässiger Menschen, Tiere und der Natur. Empfehlenswert zu diesem Thema ist die aktuell laufende Ausstellung «Ferne Welten – Fremde Schätze» im Museum Heiden.

Der «Neue Appenzeller oder Häädler Kalender» war neben dem berühmten und auch ausserkantonal vielgelesenen «Appenzeller Kalender» (seit 1722) die zweite langlebige Jahrespublikation aus Ausserrhoden (erschienen zwischen 1866 und 1998). Zum Erfolg trug bei, dass neben dem Kalenderteil Erzählungen sowie Hintergrundberichte aus aller Welt abgedruckt wurden. Älter als das Medium Zeitung und im Gegensatz zu ihm illustriert, kam so die grosse weite Welt ins Appenzellerhaus.

Das Bild der Hawaiianer ist also ein Blick auf das Andere, Fremde und befriedigte eine Sehnsucht nach dem Exotischen zu einer Zeit, in der eine Reise in den Pazifik für die meisten Appenzellerinnen und Appenzeller ausserhalb des finanziell Möglichen, des Vorstellbaren überhaupt, lag (umgekehrt galt natürlich dasselbe für die Bewohner des Pazifiks). Vergessen ist Ebels Bild einer Parallelität zwischen Appenzell und Pazifik.

Ein Bild wird zum Spiegelbild

Das hat auch mit der veränderten globalen Grosswetterlage zu tun. 1875 befinden wir uns im aufziehenden Hochimperialismus, die Welt wird gerade aufgeteilt zwischen wenigen europäischen Grossmächten. Bilder von fremden Völkern wandeln sich – idealtypisch gesprochen – vom exotisch Verlockenden zum kulturlosen Primitiven. Der «edle Wilde» wird auch durch die aufkommenden Rassenideologien zum dunkelhäutigen Untermenschen degradiert. Er muss kolonisiert und missioniert werden. Das Spannungsverhältnis zwischen den beiden Vorstellungen lässt sich, wenn man will, auch im Bild der fünf Hawaiianer herauslesen. Das Bild beziehungsweise die Fotografie, auf die es sich bezieht, widerspiegelt nämlich nicht die hawaiianische Realität 1875.

Hawai'i war damals ein unabhängiges Königreich, das sich mit seinem staatlichen Zeremoniell, den militärischen Gepflogenheiten und den ausländischen diplomatischen Gesandtschaften stark an europäischen Staaten orientierte. Neben der hawaiianischen Oberschicht waren es vor allem US-amerikanischen Missionars- und Händlerdynastien, die das Königreich beherrschten. Die widerrechtliche Annexion 1898 durch die Vereinigten Staaten, die bis heute nicht rückgängig gemacht wurde, kam auch durch sie zustande. Tatsächlich trug 1875 in Hawai'i niemand mehr Röcke aus Blättern und mit Haifischzähnen bestückte Waffen, wie auf dem Bild zu sehen. Vielmehr trug man zu der Zeit Hemden, Hosen und andere Kleidungsstücke, die auf dem global zirkulierenden Textilhandel eingekauft waren (zu dem auch die Schweiz und das Appenzellerland beitrugen).

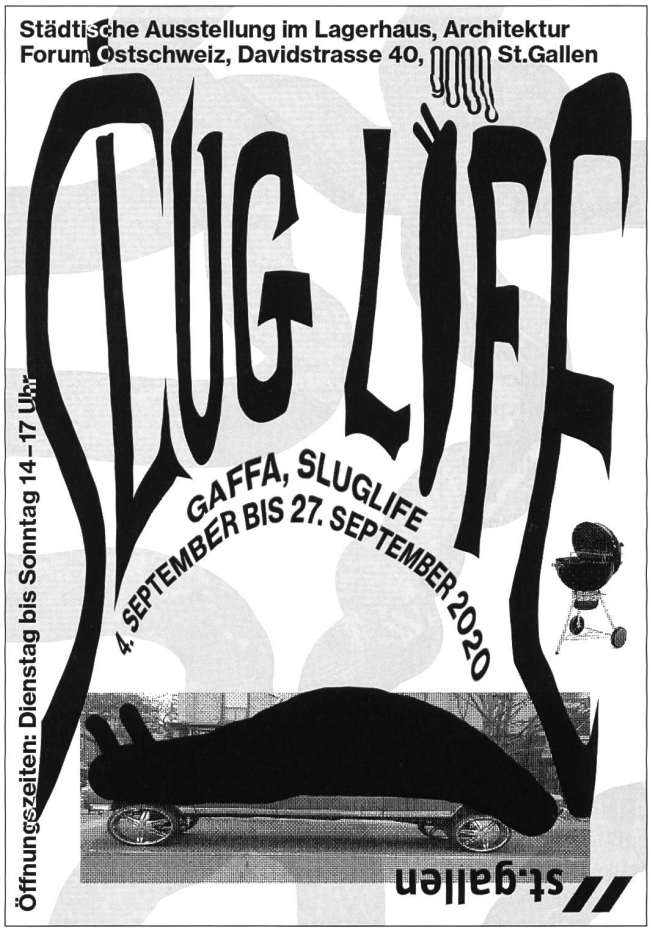
Das Kleiden in eine Tracht, welche die Vorstellungen eines fremden (und zahlenden) Publikums bedient, aber eigentlich gar nicht der gelebten Realität entspricht – wir sind wieder zurück im Appenzellerland. Wie auch in anderen Gegenden der Alpen war man hier gerade daran, die Tracht als vermeintlich ursprüngliches Kleid «wiederzuentdecken». Und so ahnte wohl keiner der appenzellischen Betrachter, als er im «Häädler Kalender» fünf Hawaiianer betrachtete, dass er da auch in eine Art Spiegelbild guckte.

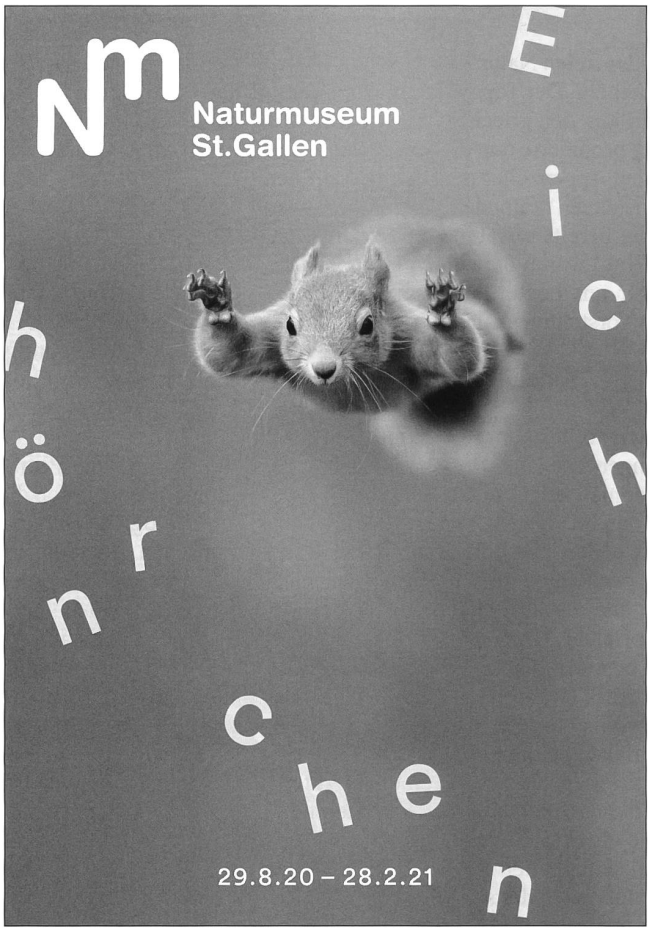
Sonderausstellung «Ferne Welten – Fremde Schätze: Ethnografische Objekte und frühe Fotografien aus Niederländisch-Indien»: bis 29. November 2021, Museum Heiden. Führungen jeden ersten Sonntag des Monats um 14 Uhr.

Zurückgeben? Podiumsgespräch über die «Restitution» ethnografischer Objekte, mit Richard Butz und Marcel Zünd: 30. August, 11 Uhr

Themen- und Autorentag zum Buch: *Ferne Welten – fremde Schätze*: 27. September, ab 11 Uhr

museum-heiden.ch





Kunst
zur Zeit

Der 29.8.20 Stand der — 17.1.21 Dinge

Eine Ausstellungsreihe
im Küefer-Martis-Huus

29.8.–13.9.
Werner Casty
Simon Egger
Arno Oehri

18.9.–4.10.
Klara Frick
Beate Frommelt
Heide C. Heimböck

küefer**martis**huus
kulturzentrum der gemeinde ruggell

Fr, Sa, So 14 bis 17 Uhr
www.kmh.li